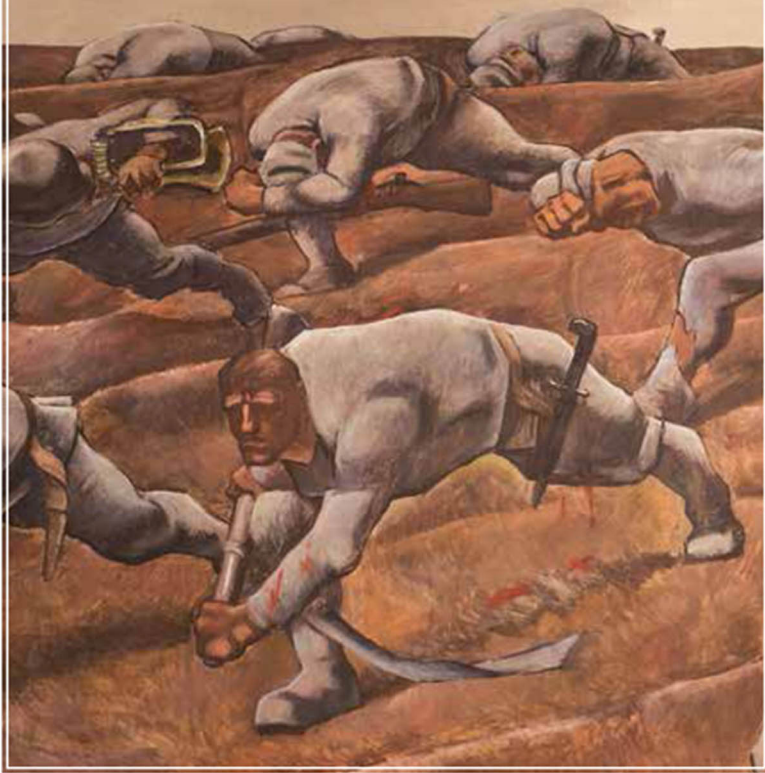


Fritz Weber

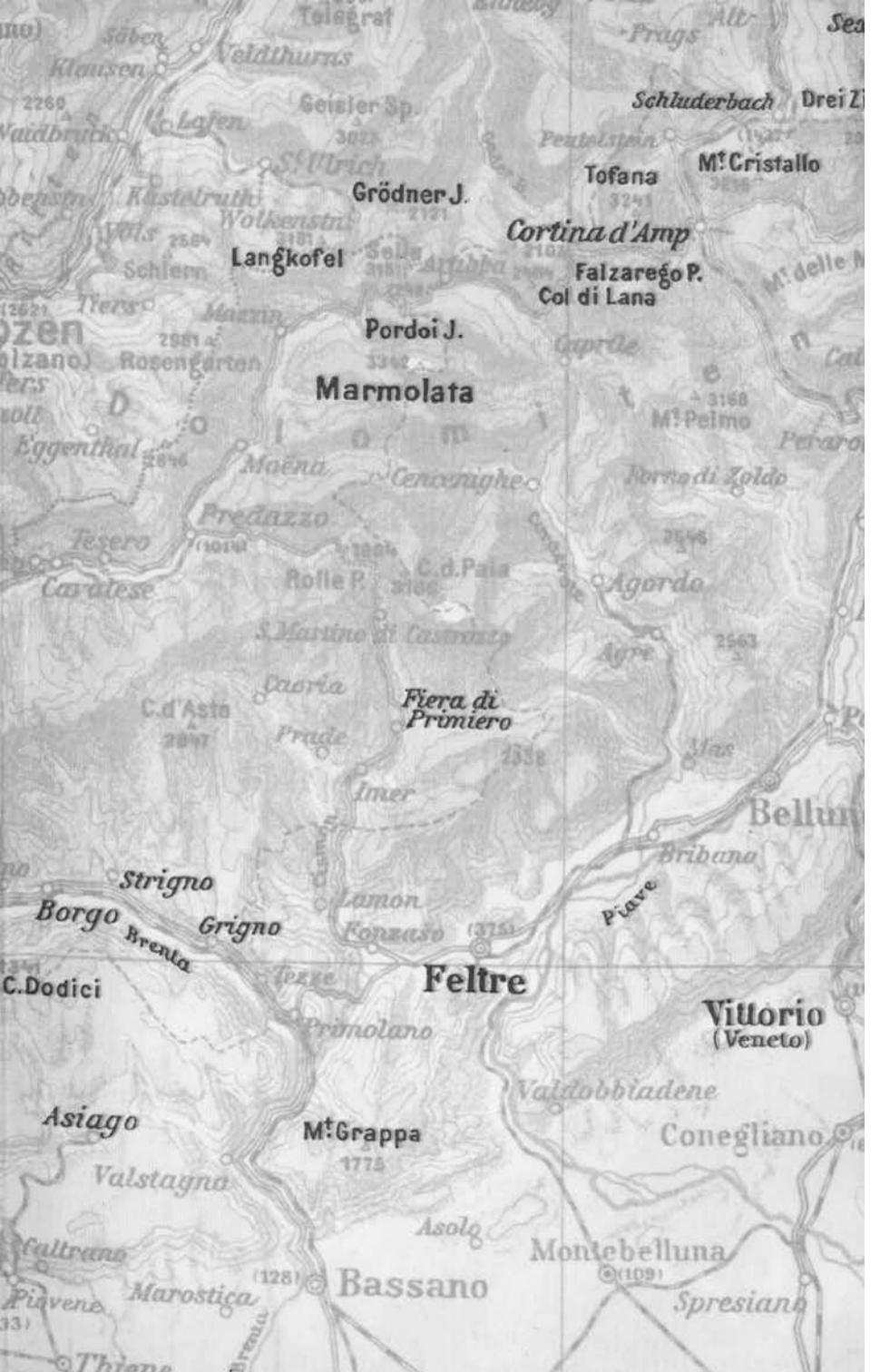
# Das Ende der alten Armee

Österreich-Ungarns Zusammenbruch



ARES VERLAG









**Fritz Weber**

# **Das Ende der alten Armee**

**Österreich-Ungarns  
Zusammenbruch**

**ARES VERLAG**

Umschlaggestaltung: DSR – Digitalstudio Rypka, 8143 Dobl/Graz, [www.rypka.at](http://www.rypka.at)  
Umschlagabb. Vorderseite: Albin Egger-Lienz: „Sturm. Den Namenlosen“  
(Kriegergedächtniskapelle Lienz, 1925)  
Abbildungen Innenteil: nach Aufnahmen im Heeresgeschichtlichen Museum Wien,  
Arsenal

Textnachweis: Es handelt sich bei diesem Buch um einen originalgetreuen Nachdruck der Ausgabe „Das Ende der alten Armee. Österreich-Ungarns Zusammenbruch“ (Salzburg u. Stuttgart 1959). Als Ersatz für qualitativ minderwertige Abbildungen wurden aus dem Fundus der Originalausgabe die Bilder auf S. 303 f. hinzugefügt. Eigens für die Neuausgabe verfasst wurde das Nachwort.

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

### **Hinweis**

Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt. Die zum Schutz vor Verschmutzung verwendete Einschweißfolie ist aus Polyethylen chlor- und schwefelfrei hergestellt. Diese umweltfreundliche Folie verhält sich grundwasserneutral, ist voll recyclingfähig und verbrennt in Müllverbrennungsanlagen völlig ungiftig.

*Auf Wunsch senden wir Ihnen gerne kostenlos unser Verlagsverzeichnis zu:*

Ares Verlag GmbH  
Hofgasse 5 / Postfach 189  
A-8011 Graz  
Tel.: +43 (0)316/82 16 36  
Fax: +43 (0)316/83 56 12  
E-Mail: [ares-verlag@ares-verlag.com](mailto:ares-verlag@ares-verlag.com)

Weitere Informationen finden Sie im Internet unter:  
[www.ares-verlag.com](http://www.ares-verlag.com)

ISBN 978-3-99081-075-0

© Copyright by Ares Verlag, Graz 2022

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auszugsweisen Nachdruck oder Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Layout: DSR – Digitalstudio Rypka, 8143 Dobl/Graz, [www.rypka.at](http://www.rypka.at)

# INHALT

<b>Vorwort des Autors</b> .....	7
<b>Erster Teil:</b>	
Granaten und Lawinen .....	9
<b>Zweiter Teil:</b>	
Menschenmauer am Isonzo .....	121
<b>Dritter Teil:</b>	
Sturm über dem Piave .....	213
<b>Vierter Teil:</b>	
Das Ende einer Armee .....	307
<b>Nachwort</b> von Georg Geyer, Oberst dG .....	402



*Für jene Vielvölkerarmee, die zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, 1618, auf den Plan gerufen worden war, schlug nach 300 Jahren die Stunde. Im Herbst 1918 wurde sie ausgelöscht für alle Zeiten.*

*Als kaum Zwanzigjährigem war es mir gleich Hunderttausenden beschieden, vom Frühjahr 1915 bis in den Herbst 1918 an diesem letzten Feldzug der alten k. und k. Armee als Soldat teilzunehmen, und zwar vom ersten bis zum letzten Tage.*

*Zehn Jahre später habe ich dann aufgezeichnet, was ich — einer unter Ungezählten — erlebt und gesehen hatte. Mich drängte es, den namenlosen Vergessenen dieses furchtbaren Geschehens zwischen Ortler und Adria ein Andenken zu setzen, den Männern aus meiner alpenländischen Heimat, den Sudeten- und Reichsdeutschen, den Madjaren und Dalmatinern, den Goralen und Huzulen Galiziens, allen, die mit mir unter einer Fahne gestanden waren; aber auch dem tapferen Gegner aus dem Süden.*

*Dieses Buch vom Ende der alten Armee hat viel Beachtung gefunden, und doch wissen auch heute noch viel zu wenige vom Ausmaß des Fürchterlichen in jenen Kämpfen an der Alpen- und Karstfront. Die großen Schlachten im Westen und Osten, besonders die vor Verdun und bei Tannenberg vor Augen, haben sich viele den ersten Weltkrieg im Süden als Guerillakrieg vorgestellt, in dem die Heeresmacht Österreich-Ungarns zermürbt wurde. Und doch sind gerade an den Gebirgsfronten die fürchterlichsten Schlachten dieses Krieges geschlagen worden, mußte hier der einzelne Soldat das ungefähre Härteste auf sich nehmen, was einem Menschen an physischer Leistung und seelischer Widerstandskraft zugemutet werden kann. Gegen diese Armee im Süden stand neben der feind-*

*lichen Heeresmacht ein im letzten unbesiegbarer Gegner: die Natur. Im Karst, an der Isonzofront, war es das Gestein, der harte Muschelkalk, der jeden, auch den kleinsten Verlust an Boden zur Katastrophe werden ließ. Im Hochgebirge, an den Hängen der Zwei- und Dreitausender, war es der Steinschlag, der die Wirkung jedes Geschosses verzehnfachte, waren es der Schnee und die Lawinen, die uns immer wieder zurückschlugen. An einem einzigen Tag, am 13. Dezember 1916, verlor die Armee 5000 Mann an Lawinenopfern. Der Luftdruck einer Staublawine nahm an diesem Tag allein am Hang des Gran Poz auf der Marmolata 500 Soldaten samt ihrer Unterkunft mit in die Tiefe.*

*Das Buch vom Ende der alten Armee will kein „Kriegsbuch“ sein, es gibt nur Zeugnis, es ist Mahnung und Gedenken.*

Fritz Weber

ERSTER THEIL

GRANATEN UND LAWINEN





Draußen flirrt ein warmer Frühlingstag, aber hier, in der kleinen Panzerkuppel, ist es kühl wie in einem Keller. Wenn ich die Hand durch die Schlitzscharte strecke, streicht es lau darüber hin. Manchmal erhebt sich ein zager Wind und wirbelt feinen Sand über den Betonblock.

Hier stehe ich täglich sechs Stunden und schaue in eine Landschaft, die ich vor einer Woche kaum dem Namen nach kannte. Wiesen- und Waldhügel, eine schmale, weiße Straße, an der das Grenzwirtshaus Vezzena liegt, die Reste einiger niedergebrannter Almhütten. Im Hintergrund ein langgestreckter Höhenzug mit steil abfallenden Flanken. Über dem linken Grat vier regelmäßige Buckel, die Panzerkuppeln des italienischen Forts Verena. Über dem rechten, schon verschwimmend in Dunst und blauer Ferne, ein zweites Fort, Campolongo.

Öde Verlassenheit lastet auf dieser Landschaft. Es hat den Anschein, als warte sie auf ein Gewitter, ob auch gleich der Himmel wolkenlos ist. Quer über ihre Hügel läuft ein silbernes Band, ein Streifen aus blinkendem Stacheldraht auf geteerten Pflöcken, und dahinter gähnen die schwarzen Schießscharten der Stützpunkte. Gefällte Bäume liegen am Waldrand vor uns, zum Teil schon entrindet, die meisten noch mit den Ästen. Weit und breit keine Spur von Leben. Wenn ich durch das Glas schaue, kann ich auf Verena einen Posten hin- und hermarschieren sehen. Er ist der einzige, dem Blick erreichbare Mensch...

Als ich vor einer Woche den Befehl erhielt, nach Südtirol zu gehen, war in Wien das Gerücht verbreitet, an der italienischen Grenze stünden dreihunderttausend Mann zur Abwehr bereit.

Auf dem Marsch von Chiesa di Lavarone nach Werk Verle begegnete ich mehreren Bauern, zwei patrouillierenden Gendarmen und einem Obersten, einem alten Herrn mit Spazierstock und schwarzer Kappe. Der versicherte mir, es sei ganz

unsinnig, noch mehr Leute auf einen verlorenen Posten, wie es die Sperre sei, zu schicken. Komme der Krieg, dann könne man sich ohnedies nicht halten; komme er nicht, dann sei jeder Mann, der nicht gegen Rußland eingesetzt werde, einfach Verschwendung.

Eine Ansicht, die frivol erscheint und doch nur die Tatsachen mit grausamer Schärfe trifft. Wie sollen wir uns halten? Die Hochflächen von Lavarone—Folgaria weisen eine Frontausdehnung von rund dreißig Kilometern auf. Seit es eine Kriegsgefahr mit Italien gibt, spielte dieser Boden in den Plänen des Generalstabes eine entscheidende Rolle. Hier sollte unsere Angriffsarmee aufmarschieren, von hier aus der tödliche Stoß in die Poebene geführt werden. Der Feind wird alle Kraft aufwenden, um diesen Raum in die Hand zu bekommen, um sich damit ein für allemal den Rücken zu decken.

Sieben moderne Panzerwerke, mächtige Bauten aus Beton und Stahl, schützten unser Aufmarschgelände gegen einen italienischen Einfall. Sie waren wichtiger als die Gürtelfestungen Galiziens, wichtiger als die Flotte. Einer der genialsten Soldaten der Mittelmächte, Conrad von Hötzendorf, hatte ihre Errichtung in zähen Kämpfen gegen die Stumpfheit und Kurzsichtigkeit der Parlamente beider Reichshälften durchgesetzt. Drei Wochen lang sollten die Werke dem Ansturm des Feindes standhalten, dann war ihre Aufgabe erfüllt.

Aber es gibt keine österreichisch-ungarische Angriffsarmee mehr. Sie ruht in den Massengräbern Polens und Serbiens, liegt in den Spitälern des Hinterlandes. Die Panzerwerke sind wohl besetzt, in den Zwischenräumen jedoch stehen nur ein paar Gendarmen und Standschützen, italienische Bauern, die mit Werndlgewehren bewaffnet sind und denen Weiber und Kinder täglich das Essen in die Stützpunkte tragen. Aus den drei Wochen werden Monate, vielleicht Jahre werden, wenn wir überhaupt das Wunder zustande bringen und den Feind hier aufhalten können.

Die Hochfläche von Lavarone hat vier Werke: Cima di Vezzena, Verle, Lusern und Gschwendt. Zwischen ihnen wurden rund fünfzig Infanteriestützpunkte erbaut, Kästen aus Rundholz und Brettern, ohne Unterstände, ohne gedeckte Zugänge. Eine vorgeschobene Stellung zwischen Verle und Lusern

soll uns den Einblick in die Talmulden des Marcairückens und der Räume von Cima Norre und Hoheck sichern. Diese Stellung, der Basson, hat tausend Schießscharten und — zwanzig Mann Besatzung. In den übrigen Stützpunkten hausen je zwei, drei Leute, manche sind gar nicht besetzt. Da es an Stacheldraht mangelte, mußten die Hindernisse teilweise aus glattem Eisendraht geflochten werden.

Eine einzige Batterie stellt die mobile Batterie der Hochfläche dar: vier alte 10-cm-Haubitzen, von denen zwei mit Ochsen bespannt sind. Bei einem dieser Geschütze ist das Kernrohr aus dem Mantelrohr gerutscht, was immer wieder zu Ladehemmungen führt.

Nur die Werke sind stark, sind das Rückgrat dieser lächerlich schwachen Linie. Wenigstens scheint es so. Wie sie sich im Feuer bewähren, weiß man nicht.

Cima di Vezzena, das nördlichste, auf einer 1900 Meter hohen Felspitze errichtet, hat keinen Fernkampfwert. Es ist nur als befestigter Beobachtungsposten gedacht und mit fünf Maschinengewehren armiert. Aber Verle, Lusern und Gschwendt sind wuchtig. Jedes hat dreihundert Mann Besatzung, jedes vier Turmhaubitzen in drehbaren Panzerkuppeln, zwei Flankierkanonen hinter Stirnpanzern und vier Kasemattkanonen zur Bestreichung des Frontgrabens; jedes zwanzig Maschinengewehre, acht bis zehn Scheinwerfer und eine eigene Kraftanlage mit Dieselmotoren, Dynamo und Akkumulatoren. Jedes Verpflegung und Munition für hundert Tage.

Lusern und Verle sind einander in der Bauart sehr ähnlich. Ein langgestreckter niederer Eisenbetonblock, feindwärts in den Felsboden eingebaut, enthält in drei Geschossen die Unterkunftsräume, die Kasematten. Die Fensteröffnungen dieser Kasematten, alle in der Rückfront, der „Kehle“ des Werkes mündend, sind mit starken Stahlläden verschließbar. Ein vorspringender Bau, der „Kehlkoffer“, macht es möglich, im Falle einer völligen Einschließung diese Rückfront unter Maschinengewehrfeuer zu nehmen und Nahangriffe abzuwehren.

Der Kasemattblock ist durch einen bombensicheren Gang, eine sogenannte Poterne, mit dem zweiten Hauptteil des Werkes, dem feindseitig vorgebauten Batterieblock verbunden.

Dieser Batterieblock ist ebenfalls in den Felsen versenkt und mit Eisenbeton eingedeckt. Auf seiner Decke ruhen die vier Panzerkuppeln der Haubitzen und eine kleinere Kuppel für den Kommandanten der Batterie.

Vor dem Batterieblock gähnt eine acht Meter tiefe und ebenso breite, in den Felsen gesprengte Schlucht, deren Boden mit Drahtverhauen versehen ist: der Frontgraben. Eine Poterne führt über Stiegen unter der Sohle des Frontgrabens durch in die Kontereskarpe, die Grabenbestreichungsanlage, einen Betonbau, der in der Vorderwand des Grabens eingelassen ist. Da dieser Graben nicht geradlinig verläuft, sondern aus zwei gegeneinander gewinkelten Teilen besteht, kann man ihn von der Kontereskarpe aus der Länge nach durchschießen. Diese Aufgabe haben vier 6-cm-Kasemattkanonen und zwei Maschinengewehre zu erfüllen.

Der Kasemattblock ist durch eine weitere Poterne mit der Nahkampfanlage „Linke Flanke“ verbunden, einem quadratischen Bauwerk aus Eisenbeton, das zwei ovale, feststehende Panzerkuppeln für je zwei Maschinengewehre und einen gepanzerten Scheinwerferstand trägt.

Das ganze Werk ist mit einer dreifachen Hinderniszone umgeben und hat eine Frontausdehnung von etwa hundert Meter. Wenn die Eindeckungen halten, die Kuppeln und Panzer den feindlichen Granaten gewachsen sind, kann es als uneinnehmbar gelten.

Im Innern gleicht es einem Kriegsschiff: Schmale Gänge, eiserne Treppen, die Decken aus Stahlträgern. Kabelbündel die Wände entlang, überall künstliches Licht, elektrische Ventilatoren, Maschinen, Gestank nach Rohöl und Schmierfett. Die Räume niedrig, durch meterdicke Betonmauern voneinander getrennt und nur über die Hauptpoternen zu erreichen. Zwei Zisternen, für Trink- und Kühlwasser, machen es auch in dieser Hinsicht von der Außenwelt unabhängig. Auch für die Toten ist gesorgt. Eine eigene Gruft mit verschraubbaren Metallsärgen wartet auf den, der im Kampf um dieses Meisterstück moderner Kriegstechnik fällt.

Die Besatzung soll eigentlich neun Offiziere und dreihundert Mann umfassen. Verle hat zwei Offiziere, den Kommandanten Oberleutnant Gimpelmann und Leutnant Papak, drei Fähn-

riche und einen Arzt. Dann zweihundert Artilleristen und hundert Kaiserschützen, Pioniere und Sappeure. Die Mannschaft besteht durchwegs aus jungen, verlässlichen Leuten, fast nur Oberösterreichern, Salzburgern und Tirolern. So ist es auch in den anderen Werken. Man hat diese Schlüsselstellung des Krieges gegen Italien in die treuesten Hände gelegt, die je eine Waffe trugen.

\*

Von den Italienern ist nicht viel zu sehen, aber aus den Wäldern hinter dem Costarücken und der Brusolada steigen immer mehr Rauchsäulen auf und lassen auf Truppenansammlungen schließen. Eines Morgens wandert ein kleiner Menschenzug die Straße vom Gehöft Vezzena gegen Süden, der Wirt, seine Familie, die italienischen Finanzwachleute und Carabinieri. Seither ist auch die letzte Lebensspur aus dieser Gegend verschwunden, und das Niemandsland zwischen unserem Drahtverhau und den schweigenden Wäldern drüben liegt noch einsamer und verlassen da.

Telephondepeschen jagen einander: Bereitschaft, strengste Bereitschaft. Die Gittertore am Kehlhindernis sind geschlossen, außer der Postordonnanz darf untermittags niemand das Werk verlassen. Nachts haben wir Feldwachen vor der Linie liegen, um nicht überrumpelt zu werden, doch kein Anzeichen spricht dafür. Die Landschaft schweigt, außer dem Posten auf Fort Verena ist kein Italiener zu sehen.

Eines Nachmittags sitze ich mit dem Einjährigen Luis Trenker auf dem Verdeck des Werkes, im Schatten einer Kuppel. Plötzlich gellt Alarm. Die Glocke im Zwinger wimmert, aufgeregte Stimmen dringen durch den Deckaufgang, Rufe werden laut.

Wir gehen hinunter, schließen die Eisentür hinter uns. In der langen Poterne des Kasemattblocks ist die ganze dienstfreie Besatzung angetreten, die Offiziere auf dem rechten Flügel.

Totenstille. Der Kommandant verliest mit stockender Stimme eine Depesche. Nur Wortfetzen dringen zu mir herüber: „... ab sechs Uhr abends... Kriegszustand mit Italien... Der Feind bereits in Castell Tesino eingerückt...

Überfälle jederzeit zu gewärtigen... Oberster Kriegsherr... hurrah, hurrah, hurrah!“

Langes Schweigen. Dann ein heiserer Kommandoruf: „Abtreten!“

Der Tag ist unauslöschlich in der Erinnerung aller, die ihn an der Grenze zwischen Ortler und Adria erlebten: 23. Mai 1915.

## 2

Es wird sechs Uhr abends, halb sieben... Schatten sinken langsam in die Mulden vor dem Werk, aber die Höhen, der Mandriol, die Levespitze, sind noch immer hell beleuchtet.

Ich bin dienstfrei. Ich könnte auf meinem Bett liegen und lesen oder schlafen; aber noch immer stehe ich neben Fähnrich Wolf in der Beobachtungskuppel und schaue hinaus auf die grünen Hügel und dunklen Fichtenwälder, auf die Kämme, die jetzt Feindesland sind, und auf die Straße, die als ein weißes Band nach Süden läuft, nach Italien.

Nichts. Kein Schuß zerreißt die Stille, kein Mensch ist zu sehen. Sie werden bei Nacht kommen, wenn der Nebel uns die Sicht nimmt, werden nicht das Werk angreifen, sondern die Zwischenräume. Morgen früh gibt es vielleicht nur mehr Inseln der Verteidigung in einer unaufhaltsamen Feindflut...

Etwas enttäuscht steige ich die Eisentreppe hinunter, gehe durch den Haubitzzgang in den Kasemattblock. Hier herrscht schon die Nacht, die uns ein volles Jahr nicht verlassen sollte. Alle Stahläden sind geschlossen, überall ist das Licht eingeschaltet, Kohlenfadenlampen, die den Raum mit rötlich düsterem Schein erfüllen. Der Motor läuft, im Kehlkofter surrt ein Ventilator.

Da drängen Menschen durch den Gang her.

„Was gibt's?“

„Alarm für die Haubitzbedienung! Wir feuern!“

Der große Augenblick ist da! Hinter der Bedienung der zweiten Haubitze her haste ich durch die Poterne zurück und über die Treppe hinauf in den Turm. Der Vormeister sagt mir, auf der Levespitze sei italienische Infanterie aufgetaucht.



Klingelzeichen.

„Kuppelstellung dreizehn!“

Leises Summen. Das gewaltige Stahldach über uns hebt sich, wird gedreht, sinkt auf den gezahnten Vorpanzer. Kommandozahlen werden heraufgerufen: Seite... Erhöhung... Terrainwinkel... An den Skalen glühen kleine Birnen. Der Vormeister bedient die Richträder. Zeiger wandern. Das Geschützrohr senkt sich lautlos, der Verschlußblock gleitet seitlich heraus. Ein Schrapnell verschwindet im Laderaum, die Patrone wird angesetzt...

In diesem Augenblick durchzuckt mich ein seltsames Gefühl. Es ist mir, als wären wir fünf, die in dem Turm stehen, daran, eine Schuld von ungeheurem Ausmaß auf uns zu laden. Der Mann dort hält den Tod in der Faust. Was jetzt geschieht, ist nie, nie wieder gutzumachen...

Schütterndes Dröhnen neben uns. Das erste Geschütz hat abgefeuert.

Klingelzeichen.

„Feuer!“

Ein Riß an der Abziehschnur, Donnerkrachen. Das Rohr fliegt zurück, wird wieder vorgestoßen. Der Verschlußblock gleitet auf, grauer Dunst quillt aus dem Laderaum.

Geschehen. Nie wieder gutzumachen. Vormeister Aschenbrenner sieht sich nach mir um, lacht mit blitzenden Zähnen.

Neue Zahlen. Die Richträder spielen.

Klingelzeichen.

„Feuer!“

Das Rohr wird heiß. Die Ladenummer streift den Kettenhandschuh über, schiebt Geschoß und Patrone in das Geschütz, steht, den Lederwickel der Abziehschnur in der Faust, starr, stumm, der verkörperte Tod.

„Feuer!“

Irgendwohin heult das Schrapnell. Aschenbrenner blickt durch das Zielfernrohr. Er ist der einzige, der von dem Geschehen da draußen etwas sehen kann. Sein rechter Mundwinkel ist herabgezogen, ein Auge zugekniffen, als hätte er einen schweren Gedanken zu erfassen.

Da fährt er auf. „Sie rennen! Sie rennen!“ schreit er.

Wer? Wo?

Ich drücke das Auge ans Okular. Ein dunkler Kreis schwankt hin und her, dann sehe ich durch heißflimmernde Luft Steine, Gras und zwei graue Klumpen — Menschen!

Schritt für Schritt gehe ich die Eisentreppe hinunter, durch den Gang, in die Kasematte. Es ist mir, als hätte ich persönlich etwas Grauenhaftes verbrochen.

Beim Abendessen hält der Kommandant eine Ansprache. Viele große Worte kommen darin vor, aber ich sehe nur die beiden Leichen auf der Levespitze, durch flimmernde Luft, zwischen Gras und gelblichen Steinen...

Schmetterndes Klirren reißt uns aus dem Schlaf.

Wolf dreht das Licht an. Der ganze Raum ist voll Glasplitter. Man hat vergessen, die Fenster hinter den Stahlläden auszuhängen.

Mein Kamerad klaubt vorsichtig einige Scherben von der Bettdecke und läßt sie auf den Boden fallen.

„Mir scheint, sie schießen“, sage ich kleinlaut.

„Natürlich schießen sie. Ja, glaubst du denn, sie werden mit Erbsen schmeißen?“

Wir sitzen beide mit angezogenen Beinen auf den Betten. Da kommt es wieder. Über uns heult es sekundenlang, dann kracht ein Schlag nieder, daß die Wände zittern. Brocken poltern nach. Stille.

Unheimliche Stille. Nur das Herz pocht, es jagt in rasender Angst. Ich krieche unter die Decke, presse die Hände an die Ohren, gebe sie wieder frei, um zu hören.

Das Schweigen tropft, tropft. Dazwischen arbeitet das Herz, als fülle es den ganzen Brustkorb aus. Ich sehe Wolf an. Er ist älter als ich, gefaßter. Aber auch sein Gesicht zuckt, auch er hat Mühe, sich zu beherrschen.

Da quillt es wieder aus dem Raum, dröhnt in den Beton, wirft sich mit höllischem Krachen gegen die eisernen Läden. Poltern, Stille.

Wolf zündet sich eine Zigarette an und reicht mir die Dose herüber. „Schwere Brocken“, murmelt er. „Verflucht schwere Brocken...“

Alle drei Minuten ein Schuß. Der Beton schwingt wie eine Glocke, jeder Einschlag erweckt das Gefühl, als sitze er unmittelbar über dem eigenen Kopf. Eine Granate kantet an der

Rückwand des Werkes und kriecht dicht vor unserem Fenster. Es dröhnt, als ob der Himmel eingestürzt wäre. Ehe die letzten Trümmer aufklatschen, brüllt schreckliches Bersten dazwischen. Eine zweite Batterie hat das Feuer auf uns eröffnet. Ihre Geschosse folgen rascher aufeinander, sind aber weniger wuchtig als die ganz schweren.

Wir beschließen, uns anzukleiden und einmal nachzusehen, was draußen vorgeht. Das Warten hier ist unerträglich.

Da faucht es wieder über uns, kracht nieder. Die Tür fliegt auf, das Licht erlischt. Einen Augenblick lang herrscht Totenstille. Dann trappeln Schritte durch den Gang. Irgendwo brüllt jemand: „Sanität! Sanität!“

Fähnrich Wolf wühlt in seinen Decken nach der Taschenlampe und rennt hinaus. Ich taste mich zur Tür hin, bin hinter ihm. Da trete ich auf etwas Weiches, Glitschiges...

„Wolf!“

Das Licht wendet, zuckt über den Boden. Ein Mensch liegt da, nein, der Oberkörper eines Menschen, ein entsetzlicher, bluttriefender Klumpen. Das Licht der Lampe flieht die Wand hinauf, bleibt an der Decke hängen. Nirgends Spuren eines Durchschlages.

Wir laufen weiter. Zwei, drei Menschen wanken uns entgegen, die Gesichter rauchgeschwärzt, aus weitoffenen Augen stierend, Blutgerinnsel über Stirnen, Wangen, Lippen, Händen. Einer stumm vor Entsetzen, ein anderer leise wimmernd, unverständliche Worte lallend.

Sanitäter mit Tragbahren drängen sich durch den menschenüberfüllten Gang. Schreien, Gestikulieren.

„Was ist geschehen?“

„Den zweiten Turm hat's durchschlagen. Vier sind tot, einen haben sie noch nicht gefunden.“

„Achtung, da vorne liegt jemand!“

Der Arzt Dr. Wunderer steht im weißen Mantel da. „Zurück!“ schreit er. „Wer hier nichts zu suchen hat, verschwindet! Platz für die Verletzten!“

Wolf und ich arbeiten uns durch einen Knäuel Menschen in den Haubitzgang. Beißender Rauch strömt uns entgegen. Ein neuer Menschenschwarm. Schutt und Eisentrümmer unter den Füßen — der Ausgang zum zweiten Geschützturm.

„Platz!“

Wir klimmen die verbogenen Eisenstufen hinauf. Das Podium ist aufgerissen, die Haubitze steht schief, im Vorpanzer gähnt ein mächtiges Loch. Der Qualm ist zum Ersticken.

Wolf drückt mir die Lampe in die Hand.

„Dort liegt er. Leuchte!“

Meine Hand zittert, ich halte die Lampe ungeschickt. „Leuchte!“ brüllt Wolf und läßt sich zwischen den zerfetzten Platten des Geschützpodiums in die Tiefe.

Ganz klein, unter einem aufgekrümmten Zahnbogen kauert etwas. Wolf ist schon dort, zerrt an dem Körper.

„Ein paar sollen heraufkommen!“

Ich winke den Leuten im Gang.

Sie zerren und heben an dem Leichnam, bekommen ihn endlich frei. Sein Kopf, ganz plattgedrückt und verkohlt, pendelt hin und her. Niemand erkennt den Toten.

\*

Dieser Durchschlag nach kaum halbstündiger Beschießung lastet schwer auf den Gemütern. Ein Zufallstreffer, gewiß. Die Vorpanzer der Haubitzen sind zu schwach und zu niedrig, sie halten eine 28-cm-Granate nicht aus. Aber der Zufall brauchte sich nur viermal zu wiederholen und wir hatten die ganze Batterie verloren.

Wir sitzen in der Messe und trinken schwarzen Kaffee. Langsam kriechen die Viertelstunden. Um sechs Uhr beginnt mein Dienst in der Beobachtungskuppel.

Das Feuer über uns geht weiter. Ich öffne die Klappe der Schießscharte an einem der Eisenläden und blicke hinaus.

Draußen ist heller Tag. Ein Schatten kriecht über die niedrige Wand des Kehlgrabens, im Wind segelt die schwarze Wolke des letzten Einschlags. Dicht über das Werk heult es viermal rasch hintereinander und zerknallt weiß vor dem blauen Himmel. Sie schießen Schrapnells auf die Armierungsstraße, um den Zugang zu sperren. Ein Baumwipfel hinter dem Werk schauert im Bleihagel. Auf einer Seite ist er schon kahlgeschossen. Gelblich bleckt sein zerfetzter Stamm.

Fähnrich Knöpfmacher kommt.

„Dienst“, sagt er. „Das Bajonett laß da, du drückst es dir höchstens in die Rippen. Aber Zigaretten darfst du nicht vergessen und etwas zum Trinken. Es wird einem heiß dort oben.“

Ich gehe durch den Haubitzgang. Unter dem zweiten Turm füllen ein paar Leute Schutt in Sandsäcke und schleppen sie hinauf. Rybar, einer der Werksappeure, ist unter ihnen. Er grinst mich freundlich an und stößt mit dem Fuß gegen einen Eisenbrocken.

„Ein sauberes Stückel, Herr Fähnrich!“ lacht er entzückt. Es ist die Spitze des Geschosses, das den Vorpanzer durchschlug.

Ich steige in den Panzerstand hinauf. Leutnant Papak ist hier. Er schraubt an dem Fernrohr und schreibt etwas auf einem Zettel. Ich melde meinen Dienstantritt und trete an die zweite Scharte.

„Achtung!“

Blitzschnell tauchen wir unter die Stahlplatten der Plantische. Es heult nieder, schlägt hinter uns in den Kasemattblock.

Wir tauchen wieder hoch und schauen hinaus. Über Werk Cima schwebt eine traubenförmige Rauchwolke. Auch Lusern bekommt schweres Feuer. Nebel deckt die Mulde vor uns und den Hügel Costesin, der unserem Stützpunkt Basson gegenüberliegt. Die italienischen Forts Verena und Campolongo, acht und vierzehn Kilometer von uns entfernt, liegen in gellender Morgensonne.

Aus der Ferne grollt es dumpf.

„Achtung!“

Wir verschwinden unter den Plantischen. Diesmal haut es vor uns in den Beton. Die Kuppel ist voll Staub, auf den Karten liegen Steinchen und Rasenfetzen. Wir stehen wieder und warten. Das wird nun sechs Stunden so weitergehen: Alle drei Minuten tiefe Kniebeuge, einen Schlag auf die Trommelfelle, daß sie zu platzen drohen und der Kopf wie ein Kreisel brummt. Nach sechs Stunden zwölf Stunden Pause, dann wieder sechs Stunden — wenn man nicht vorher erschlagen wird.

Papak notiert eine Stellung, die er mit dem Planzeiger eingemessen hat. Dann wendet er sich zu mir: „Willst du sie sehen?“

Ich verstehe nicht gleich.

„Die Batterie, die Achtundzwanziger. Warte, ich stelle ein. So, jetzt, genau im Fadenkreuz.“

Das Fernrohr ist auf den Kamm rechts von Verena gerichtet. Ich sehe Buschwerk, ein paar Felsblöcke.

Papak klopft auf seine Uhr. „Aufpassen! Es sind zwei Geschütze. Das linke wird abfeuern.“

Hinter dem Busch fährt eine gelbe Dunstwolke hervor. Es dauert lange, bis der Abschluß kommt. Ich blicke auf die Uhr. Der Zeiger kreist. Da beginnt die Luft zu beben, Fauchen quillt aus dem Raum, dröhnend schlägt die Granate in den Batterieblock. Dreiundvierzig Sekunden Flugzeit.

Manchmal feuert eine Einundzwanziger-Batterie dazwischen, viermal rasch hintereinander, Minengranaten. Sie haben schwache Mäntel und richten nicht viel Schaden an, aber die Detonationen sind fürchterlich. Man glaubt bei jedem ihrer Einschläge, der Kopf geht in Stücke.

Wir suchen krampfhaft nach einem Ziel. Außer den paar Schrapnells von gestern abends haben wir noch keinen Schuß abgegeben. Beschießung ohne Gegenwehr ist schwer zu ertragen. Die Wände in den Kasematten weisen schon Sprünge auf, der Untergang malt sich deutlich vor aller Augen. Das tatenlose Hindämmern füllt Herzen und Gehirne mit wilden Schreckensbildern. Wir müssen handeln.

Die Batterie auf dem Verenakamm, die einzige, die wir bis jetzt feststellen konnten, liegt außer der Tragweite unserer Geschütze und ist um fünfhundert Meter überhöht. Für die italienischen Achtundzwanziger auf Porta di Manazzo haben wir keine Beobachtung und könnten sie nur unter Streufeuer nehmen.

Da hebt sich der Nebel über Costesin und wir sehen — eine Stadt von Zelten. Die meisten stehen halb verdeckt unter Bäumen, manche aber sind ganz im Freien. Leute gehen hin und her, man kann sie mit freiem Auge unterscheiden, die Entfernung beträgt ja kaum zweitausend Schritte. Diese Zeltstadt war einer jener unbegreiflichen Einfälle der Italiener, die auch durch ihren Mangel an Kriegserfahrung nicht erklärt werden können. Oder glaubten sie die Werke nach einigen Stunden schweren Feuers schon erledigt?

Die Bedienungen der drei unversehrten Haubitzen treten an. In wenigen Augenblicken sind die Geschütze geladen und gerichtet. Es fehlt nur die Erlaubnis des Kommandanten. Ohne sie durften wir das Feuer nicht eröffnen.

Papak ruft in der Kasematte des Oberleutnants an. Niemand meldet sich. Anruf in der Telephonzentrale. Gimpelmann müsse erst geholt werden.

Wieso?

Ja, er sei — im Keller.

Wir sehen einander an. Der Kommandant im Keller? Endlich die Stimme des Gesuchten, verstört, verzweifelt: „Was ist denn schon wieder los?“

Papak meldet unsere Beobachtung und bittet um Feuererlaubnis. Die Antwort ist einfach vernichtend. Sie lautet: „Macht, was ihr wollt!“

Und wir machen, was wir wollen. Feuerüberfall! In wildem Tempo heult es hintereinander durch die Luft. Bäume splintern, Felsbrocken und Erdfontänen springen hoch, Menschen flüchten, fallen. Rauchwolken schlagen aus dem Wirrwarr, Flammen züngeln. Das Lager auf Costesin brennt.

Freudengebrüll von den Türmen. Der Bann ist gebrochen. Wir waren nicht wehrlos, mußten uns nicht ohne Widerstand zusammenschießen lassen.

Aber der Kommandant? Leutnant Papak ruft den Arzt an und fragt, was mit Gimpelmann los sei. Dr. Wunderer erklärt, der Oberleutnant habe einen Nervenzusammenbruch erlitten und liege mit einem Weinkampf im Keller.

\*

Gegen zehn Uhr vormittags wird ein zweiter Vorpanzer getroffen und durchschlagen, aber die Bedienung der beiden restlichen Haubitzen geht immer wieder auf den Turm und feuert.

In dem engen Raum neben dem glühenden Geschütz ist es heiß. Mit nackten Oberkörpern, rauchgeschwärzt, immer von dem Schicksal ihrer gefallenen Kameraden bedroht, verrichten die Tapferen jeden Handgriff exakt wie die Maschine, die sie bedienen. Kein großes Wort kommt von ihren Lippen, aber



in ihren Gesichtern steht die wilde Entschlossenheit, den ungleichen Kampf bis ans Ende durchzufechten.

Sie kennen das Ziel nicht, auf das wir feuern, wissen nicht, was draußen vorgeht. Zahlen treffen ihr Ohr, Zeiger gleiten über Skalen, der Schuß donnert, irgendwohin heult das Geschloß. Qualm in der Kuppel, neue Zahlen, wieder das Abschußgebrüll, die flirrende Flamme aus dem Rohr.

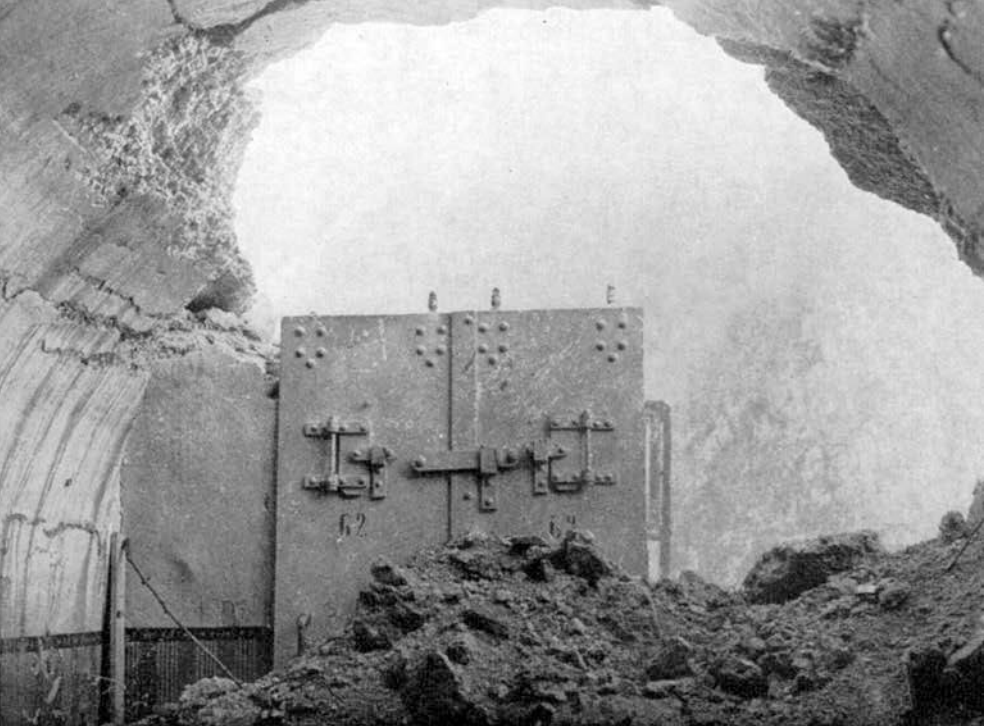
Der Tag vergeht, es wird Abend, Nacht. Feuer stürzt über uns her, krachend schlägt Eisen auf Beton und zerdröhnt unter Donnerschlägen. In den Pausen des eigenen Lärms hören wir, daß sie wütend antworten. Wir schießen auf Feldbatterien, in Mulden und Täler, in den Wald vor uns, überallhin, wo wir unsere Peiniger vermuten. Das Gehöft Vezzena geht in Flammen auf, Tränengasgranaten sausen in die Senkung von Porta di Manazzo, aus dem immer wieder Mündungsfeuer zuckt.

Nur die Schwersten erreichen wir nicht, die Achtundzwanziger auf dem Verenakamm. Sie liegen außer Schußweite und bearbeiten uns wie eine Zielscheibe. In gleichen Abständen heulen ihre Geschosse nieder, alle drei Minuten fliegt ein Teil unserer Eindeckungen in Trümmer. Wir sind wehrlos gegen sie, wir können nur die kleineren Kaliber bekämpfen.

Da setzt das Feuer plötzlich aus. Nur Schrapnells und leichte Granaten fegen über das Werk und krepieren auf der Armierungsstraße. Sind die Rohre ihrer schweren Haubitzen schon ausgeleiert? Halten sie uns für niedergekämpft, oder ist ihre Munition verschossen?

Wir machen uns kaum Gedanken darüber. Wir haben den Tag überlebt, und das ist mehr als zu hoffen war. Vier Tote liegen in den Metallsärgen der Gruft, der Verbandraum ist voll Verletzter. Sie leiden sehr unter dem Feuer. Wenn es möglich ist, werden wir sie nachts hinausschaffen.

Endlos war dieser Tag. Die Ereignisse von heute früh sind fast schon vergessen. Wir sitzen in der Offiziersmesse, essen und trinken. Der Wein ist gut, Kognak noch besser. Leutnant Papak hat den Bauzustand des Werkes untersucht. Die Schäden sind schwer, aber wir werden sie ausbessern können. Im Schacht des Verdeckaufganges fand man den Boden einer 28-cm-Granate. Er trug den Vermerk „Krupp — Essen“. Neben diesen ganz vorzüglichen Erzeugnissen unseres Bruder-



*Volltreffer in die Kommandantenkasematte des Raibler-See-Werkes. Die schweren Geschütze der Italiener, zum Großteil französischen oder deutschen Ursprungs, waren den meisten unserer Befestigungen an der Alpenfront weit überlegen. Eine Ausnahme bildeten nur die modernen Panzerwerke auf den Hochflächen von Lavarone und Folgaria und im Tonale-Abschnitt westlich des Etschtales.*



*Das Panzerwerk Verle. Eines der sieben Forts, welche nach den Plänen des Generalstabschefs Franz Conrad von Hötzendorf die Hochflächen von Lavarone und Folgaria, südöstlich von Trient gelegen, als Aufmarschraum einer Angriffsarmee im Falle eines Krieges zwischen Österreich-Ungarn und Italien zu decken hatten. Werk Verle war mit 10 Geschützen, 22 Maschinengewehren und 9 Scheinwerfern armiert und hatte eine Besatzung von 310 Mann; es erhielt in der Zeit zwischen*



*Mai 1915 und Mai 1916 rund 3000 30,5-cm, 6000 28-cm- und 15.000 21-cm- und 15-cm-Granaten. Die Angriffsrichtung des Gegners ist auf dem Bilde links zu denken; sie führte über drei Zonen Drahtverhau und den „Frontgraben“ auf das „Hauptwerk“, das durch die „Kehlfront“ des Kasemattblocks (rechts) abgeschlossen wurde. Im Hintergrund links das rechte Nachbarwerk von Verle, Luzern, das etwa 6 km von diesem entfernt und ähnlich besetzt und armiert war.*



*Kavernengeschütz an der Alpenfront — eine 8-cm-Feldkanone, der man die Räder abgenommen hat. Solche Geschütze, vor Feindbeschuß sicher eingebaut und flankierend ins eigene Vorfeld wirkend, machten wegen ihrer hohen Feuergeschwindigkeit — bis zu 20 Schuß in der Minute — einzelne Frontabschnitte schlechthin uneinnehmbar.*